

Die schöne Betty : Geschichte aus Gottfried Kellers Leben

Autor(en): **Persich, Walter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **42 (1938-1939)**

Heft 2

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-662496>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die schöne Betty.

Geschichte aus Gottfried Kellers Leben von Walter Persich.

„Verzeih, liebe Betty!“ sagt Frau Lina Dunker zu ihrer Schwester. „Ich vergaß, dich auf einen Besuch vorzubereiten. Die Glocke kündigt mir eben an, daß er kommt — du wirst den grünen Heinrich kennen lernen...“

Die schöne Betty lacht auf.

„Der grüne Heinrich! Welch seltsamer Name — wie klingt das nach Wald und Wiese, nach einem murmelnden Bächlein und ziehenden Wolken — so etwas gibt es also in eurem Berlin?“

Eben öffnet die Jose die Türe zum Salon.

„Herr Keller, Madame!“

Über die Schwelle tritt ein breiter, junger Mann. Sein Anzug hat nichts von der Eleganz der Schlanderer, wie sie Betty Tendering bei ihren Morgeneinkäufen nachzulaufen pflegen. Ein unmöglicher grüner Schlips ist grob zwischen Kragen und Hals gewunden. Die Augen des Menschen mustern mißtrauisch die beiden Damen und huschen hilflos von der Fremden zu der Gattin des Verlegers. Zögernd nähert er sich der Hausfrau und macht ihr eine plumpe Verbeugung. Wie unscheinbar — denkt Betty, und noch immer lacht der Schalk in ihrem Antlitz — was will dieser dörfische Mensch in Linas Prunkzimmer? Nur diese Stirn! Es ist wie Schicksal und Größe, was darauf thront...

„Gottfried Keller, der Dichter des „Grünen Heinrich“, den Max zur neuen Saison als wichtigste Neuerscheinung herausbringen wird!“ stellt Lina Dunker ihn ihrer Schwester vor.

Keller macht wieder seine plumpe Verbeugung, er wagt kaum, die kleine Hand der Mademoiselle zu berühren. Hernach sitzt man beim Tee, und das Gespräch will und will nicht in Fluß kommen. Frau Lina weiß, daß man warten muß, ehe Keller den rechten Ton findet, daß er dann aber sanft und gut und aufgeschlossen sein kann, wie ein vertrauendes Kind. Sie plaudert über naheliegende kleine Dinge und berührt mit keinem Wort die schriftstellerischen Arbeiten Kellers. Doch Betty wendet sich an ihn mit der Frage:

„Ist es nicht ein seltsamer Name, der grüne Heinrich?“

Böse zieht sich seine Stirn zusammen. Von unten her schießt er einen kurzen Blick in ihr schönes Gesicht. Röte huscht über seine Wangen. Er schüttelt den Kopf mit dem Ausdruck eines empörten Schulmeisters.

„Wenn nur die jungen Mädels den Künstlern

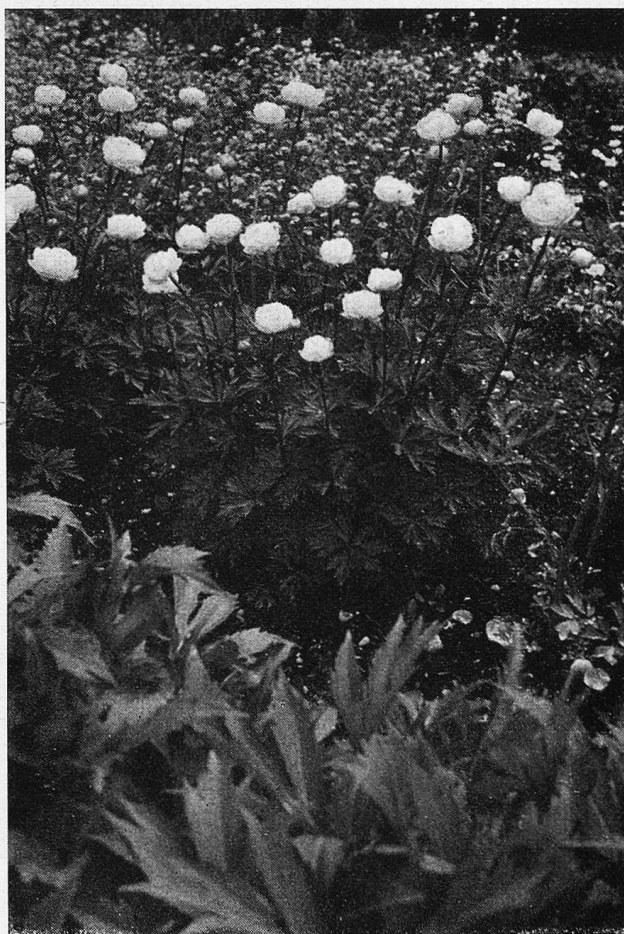
nicht auch noch in den Kram reden wollten, wäre alles gut! Immer wieder sah ich's, welche Torheiten bei Malern und Musikern entstehen, nur weil ein hübscher Frau eine Meinung hatte. Sie haben doch selbst eine Kunst zu pflegen...“

Erschreckt über soviel Grobheit entfährt es Betty:

„Eine Kunst? Aber nein — ich spiele nicht mal ordentlich Spinett.“

„Die Kunst, die Sie treiben, mein Fräulein, ist das Handwerk der Schneiderin und der Haarkräusler! Sie sind schön — unerhört, beleidigend schön. So vollendet, wie Sie sind, gibt es gar nichts — diese Taille, diese Locken, dieses pastellierte Gesicht — ach, so ein Dichter vermag nicht einmal mit seinen kühnsten Schilderungen ein Bild danach zu formen. Und Sie leben es einfach — unbekümmert, unwissend, herrlich und furchteinflößend.“

Frau Lina lächelt. Wie er sich in Feuer redet!



Bergblumen an den Hängen von Quinten.
Phot. J. Wellauer, St. Gallen.

Sie kennt ihn schon, den kleinen verschrobenen Mann! Gleich wird der Augenblick da sein, wo er nicht mehr weiter weiß, sich schämt, davonläuft, seinen Hut von der Garderobe reißt und niedergeschlagen aus dem Hause stürmt. Sie bringt schnell das Gespräch auf andere Dinge.

„Die Arbeit geht aber vorwärts, nicht wahr, Herr Keller — der dritte Teil ist im Werden und wird uns bald als Fertiges beglücken?“

Seine Hand faust auf den Tisch, daß die zarten Teetassen entsetzt einen kleinen Tanz vollführen.

„Die Arbeit! Als wäre man ein Schuster — regelmäßig, Tag um Tag, Stunde um Stunde, Zeile um Zeile! Nein, nichts geht vorwärts! Gestern war der Hauswirt da, den Zins zu erpressen. Der Schneider wollte Geld. Der Buchladen hat seinen Gehilfen geschickt. Da soll man arbeiten? Im Weinhaus bin ich gefessen, von Mittag an bis Mitternacht. Nun hab ich auch dort noch Schulden und kann nicht mehr hingehen, denn in meiner Wut wischte ich einfach die Gläser vom Tisch. Alle, wie sie da waren. Sie funkelten im Licht so dreist und behäbig, daß mir übel wurde vor soviel Teufelei grinsender Lichtreflexe!“

Ein unbehagliches Gespräch! Betty erhebt sich — sie habe noch Besorgungen in der Stadt. Nicht einmal beim Abschied steht der ungeschlachte Kerl auf! Frau Lina begleitet die Schwester hinaus und sieht das kleine spöttische Lächeln um den Mund des Mädchens.

„Du wirst ihn noch recht lieb gewinnen!“ sagte sie leise. „Er kann nun einmal seine Liebe nicht anders als polternd ausdrücken!“

Erstaunt sieht Betty ihre Schwester an. „Liebe?“

„Ja, ja,“ nickt die erfahrene Frau, „so ist es. Hast du denn nicht bemerkt, wie er dich mit den Augen verschlungen hat? Wie immer wieder ein glimmendes Feuer in seinen Blick kam? Du hast den kleinen Gottfried Keller und damit einen großen Mann erobert.“

*

Keller ahnt nicht, wie sehr er erkannt worden ist. Am Abend rast er mit seinen kurzen Schritten durch die lärmende Stadt. Einmal lacht er in den Winterwind, ein anderes Mal ist sein Gesicht feucht, und es regnet doch gar nicht. Er haßt sich ob seiner Weichheit.

„Gottfried Tränensimpel!“ flüstert er sich zu. „Ja, das bist du, nichts anderes! Kommt da eine elegante Personage in Frau Linas Salon und

dein Herz schreit und wimmert nach dieser wunderbaren, engelhaften Schönheit! Welch ein Weib, Welch ein Stil! Wie sie hinaus schritt — das war nicht der Gang einer Frau, es war ein Schweben und Gleiten der ewigsten Anmut! O mein Gott, mein Gott, weshalb hast du so göttliche Künstlerlaunen an diese eine Frau verschwendet! Ich werde sie nie und nie mehr vergessen können.“

Dukaten klimpeln in seiner Tasche. Der Buchhändler Dunker hat den Vorschuß noch am Abend ausgezahlt, da Frau Lina ihm des Schriftstellers Not berichtete. Vergessen suchen, den Aufruhr der Gefühle betäuben! Keller steuert wieder zum Weinhaus.

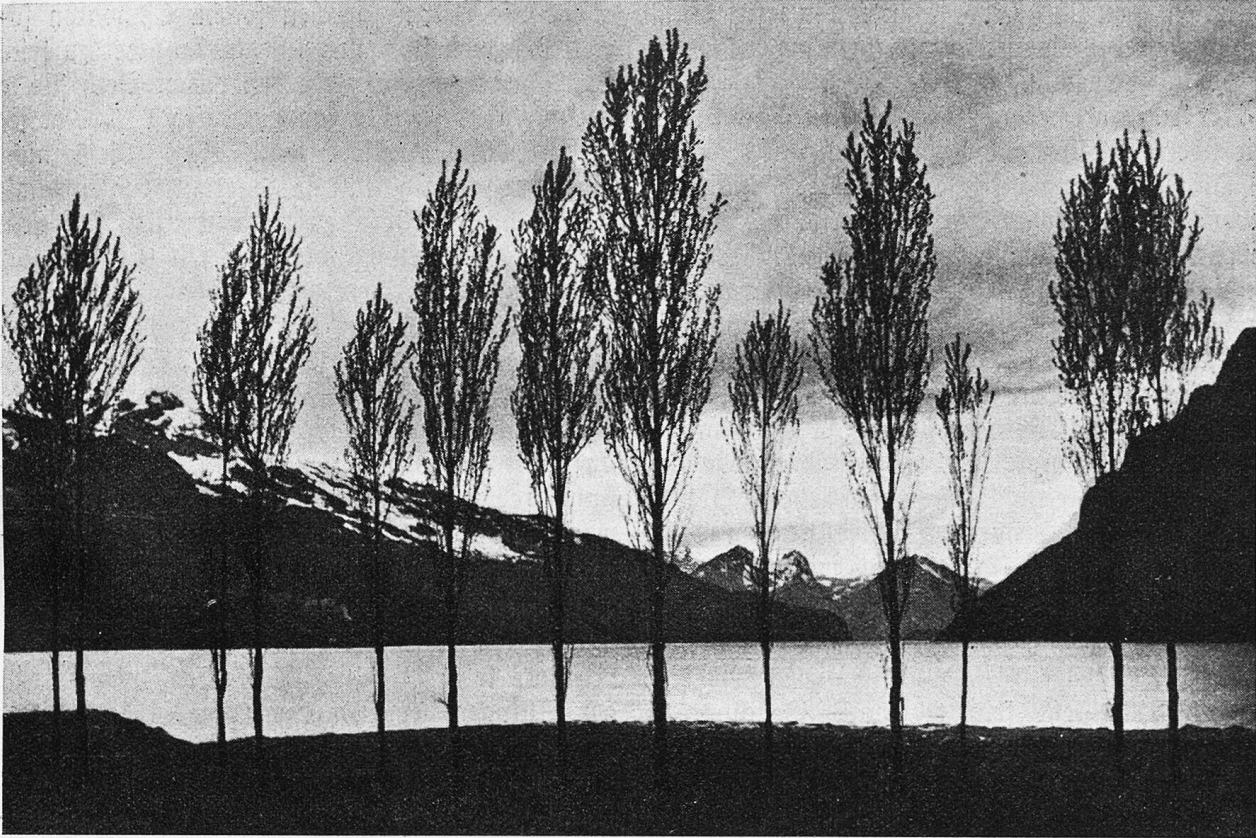
Nach Theaterschluß kommt eine kleine Gesellschaft. Schauspieler, sieht Keller, der stete Gast der Theater. Und mitten unter ihnen Schlibian, der Kritiker.

„Servus — Grüner Heinrich!“ ruft er zum Nebentisch. „Hab bei Dunker in Ihr Manuskript geguckt. Hätt' Besseres von Ihnen erwartet, der Sie an keiner Berliner Aufführung ein gutes Haar lassen. Sie müssen noch viel lernen, junger Mann.“ Es ist so seine Art. Niemand würde sie ernst nehmen.

Keller hingegen erhebt sich, geht kurz und gerade hinüber zu der ihm entgegenlachenden Rotte, zieht den dünnen Mann an den Haaren kurzweg über den Tisch und verwalkt ihn besser, als ein Droschkentutscher es könnte. So schnell, so sicher, daß voll Entsetzen niemand ihn hindert. Als die Gesellschaft zur Besinnung kommt, hat er die Weinstube schon verlassen. Befreit und glücklich wandt er nach Hause.

Am Mittag wird er von einem Boten aus dem Schlaf geweckt. Der Mann hat ein Billett von einem gewissen Schlibian, der wegen gestriger Prügel Entschuldigung und Rechenschaft fordert. Keller reibt seinen brennenden Schädel. Was weiß er von gestern? Kurzerhand kriecht er auf die Rückseite des Billetts: „Ich erhalte von Ew. Gnaden anliegendes Schreiben, aus dem ich nichts zu entnehmen weiß, woraus ich irgend klug werden kann. Ich stelle es Ihnen somit zurück und verbleibe Ew. Gnaden ergebenster G. Keller.“

Doch im grauen Regentag mutlos durch die Straßen irrend und seinen Gedanken nachsinnend, tritt das Erleben vergangener Stunden wieder klar aus dem Vergessen heraus. Betty — rumort sein Herz — geh zu Dunkers, du mußt sie sehen, sie anbeten... Er zwingt sich, nicht zu gehen. Er verbringt den Nachmittag



Morgen am Walensee.

Phot. J. Wellauer, St. Gallen

abermals beim Wein und tritt im Abenddunkel aus dem Lokal. Vor der Türe stößt er mit einem fremden Manne zusammen. Ha — hier kann er seine Wut gegen sich selbst austoben! Er packt zu, er schlägt mit den Fäusten, wirft den Keil zu Boden — und fühlt sich gleich darauf selbst gepackt. Ein Polizist hat die Kauferei beobachtet und schleppt den schnell nüchtern werdenden zur Wache. Fünf Taler muß er zur Buße hinterlegen, dann wird er mit kernigen Ermahnungen entlassen. Noch einmal, dann sende man ihn zurück nach Zürich!

Aber das Herz! Das Herz brennt. Betty! freisen alle Gedanken. Keinen Federstrich kann er tun. Auf allen Papieren erscheinen ihre Namenszüge, zeichnet er schlanke Taillen, lockige Frisuren — und stürzt auch am nächsten Tage verzweifelt wieder hinaus. Es ist der Sonnabend. Das fröhliche Berlin bummelt umher. Keller gerät mit anderen Nachtschwärmern in ein berühmtes Lokal, und das Gelärm dort sucht er mit seinem Geschrei zu übertönen. Er schimpft hereinkommenden und fortgehenden Menschen nach, gießt immer wieder ein Glas Wein hinunter, schlägt mit den Fäusten auf den Tisch. Solange er lärmt, schweigt das Herz, hört er nicht den Namen

Betty, weiß er nichts von der Begegnung im Salon. Dem Wirt wird es zu bunt. Er hat seinem Hausknecht gewinkt. Am Kragen schleift der Hüne den kleinen Berserker hinaus. Keller geht ihm an den Hals, hämmert seine Fäuste gegen den Leib des Menschen. Der, nicht faul, schlägt ihm mit dem großen Torchlüssel zur Remise in den Rücken, bis er im feuchten Nebel der Nacht erschöpft liegen bleibt. Mitleidige Fußgänger stellen ihn auf die Beine. Jetzt, weiß er, hat er genug. Seine Seele ist einmal wieder ganz gereinigt von allem Kadav, von allem Getobe. Er wandelt durch die ganze Stadt, umkreist sehnsüchtig das Haus Dunkers und gelangt im Morgendämmer des Sonntags zu seiner Wohnung. Die Papiere liegen auf dem Tisch, und sogleich beginnt er die Kapitel mit Dortchen Schönfund zu schreiben, das ewige Denkmal seiner Liebe zu Betty Tending.

Still und verzückt sind seine nächsten Begegnungen mit ihr bei Frau Lina. Sie hat ein leises, schönes Lächeln für seine Schwächen, seine Brummigkeiten. Sie weiß ihm Erzählungen zu entlocken, versteht besser als andere sein seltsames, unregelmäßiges Leben in den Kämpfen um sein Schaffen. Ihr gibt er den dritten Teil des

„Grünen Heinrich“, bevor Dunker ihn lesen darf, und verabredet einen Tag, an dem er das Heft wieder abholen will.

Der Tag rückt heran. Keller geht zu Frau Lina. Sie überreicht ihm ein verschnürtes Paket.

„Ich soll Sie recht schön von Betty grüßen, lieber Freund!“ sagt Frau Dunker. „Und dieses geben — ich weiß nicht, was es enthält. Sie mußte eine längere Reise zu Verwandten machen.“

Mit zitternden Händen löst er das Band. Es ist sein Buch, aber kein Zettelchen, keine Mitteilung fällt heraus. Sie wird es überhaupt nicht angeschaut haben, dämmert es ihm — und es war die einzige Möglichkeit, sich ihr zu gestehen! O, ich Wicht — o, die Frauen! Immer gleißen und schillern sie in allen Farben, und will man endlich, endlich wissen, wie sie sind, dann löst sich alles geisterhaft auf: ein Phantom, ein Gaukelspiel des eigenen Hirns, das unser Herz betrügt!

Frau Lina sieht sein trauriges Gesicht. Es wühlt darin. Eine große Leidenschaft wird begraben — die letzte Liebe des Gottfried Keller. Sie nimmt seine Hand.

„Sie ist fort — ja, lieber Freund, ich ahne

alles. Sie hätten sprechen sollen. Es waren soviel Gelegenheiten, und ich glaube sicher zu sein, daß Ihnen ein Ja geworden wäre. Doch Betty hat mir nicht glauben können, daß all Ihre unbeholfene Rauheit Liebe war. Weil Sie's nicht länger ertragen hat, ist sie abgereist. Sie wird mit einem ihrer Vettern zusammentreffen, der sein Studium beendet hat und sie seit langem zur Frau begehrt... , wer weiß, was daraus wird.“

Keller geht wortlos hinaus aus dem schönen Haus des Buchhändlers Dunker. Er weiß, daß er's lange, vielleicht nie wieder betreten wird. Auch diese Menschen haben ihn getäuscht, haben ihm nur mit Dukaten, nicht mit Rat und Beistand geholfen. Tränen rinnen über sein altgewordenes Gesicht. Er wischt sie mit dem Handrücken ab, aber sie kommen wieder, immer wieder.

„Gottfried Tränenimpel!“ sagt er zu sich selbst. „Du verfluchter Gottfried Tränenimpel! Niemals wirst du glücklich werden, niemals in den Alltagen der Menschen. Nur in der Stube, wenn die Feder übers Papier gleitet. Vielleicht darf ein Mensch immer nur auf eine Art das Glück genießen? Du schreibst Bücher darüber — und andere leben es!“

Der schwärzeste Tag des Lebens.

Dieser Tag erscheint in dem Moment auf der Bildfläche, in dem man plötzlich erkennt, daß man alt wird.

Die Straßenbahn war gequetscht voll. Sogar die Herren mußten stehen. Ich auch. Und hätte doch so schrecklich gern gegessen. Nicht weil ich müde war — das bin ich immer, wenn andere sitzen —, sondern weil vor mir ein wonniges Wesen saß, eines jener Geschöpfe, die man malen, bildhauen, bedichten und besingen, am liebsten aber kunstlos in die Arme nehmen möchte. Hätte sie gestanden und ich gegessen, dann hätte ich das unermessliche Glück, ihr meinen Sitzplatz anzubieten. Ich würde mich langsam erheben, eine leichte andächtige Verbeugung machen und artig meinen frühlingssgrauen Hut lüften: „Darf ich mir gestatten, mein Fräulein,“ würde ich mit leicht vibrierendem Bariton zu ihr sagen; dann würde sie mir huldvoll zulächeln, mir einen warmen Blick ihrer blanken Augen gönnen, und dann hätte ich die Freude, daß sie sich eben dort hinsetzt, wo ich vor wenigen Sekunden noch gegessen habe. Nun war das nichts. Sie saß bereits, nicht durch mich, sondern sowieso. Ich stand da-

vor wie ein dummer Junge und konnte ihr nichts Gutes tun.

Aber dann kam das Fürchterliche. Ich fühle plötzlich, wie sie an mir heraufblickt, mich abtaxiert, einen Augenblick zögert. Dann steht sie leichtfüßig auf und sagt zu mir: „Darf ich Ihnen meinen Platz anbieten?“

Ich weiß nicht mehr, was ich getan habe: Aber von diesem Augenblicke an weiß ich, daß ich alt bin. Man merkt es nicht und fühlt es nicht, es geht ja auch langsam, jedes Jahr nur ein Jahr, und die andern sagen einem nichts davon. Bis so ein dummes kleines Mädel einem über den Weg läuft und es einem beibringt, roh und höflich. Nun habe ich einen Freibrief, aus der Armee der aktiven Kavaliere bin ich verabschiedet und eingereiht in den Landsturm der alten Herren.

Dieses war der traurigste und schwärzeste Tag meines Lebens.

Ich habe mich inzwischen getröstet. Die meisten Menschen sind höflicher, und mit Hilfe ihrer Höflichkeit bleibe ich noch eine Zeitlang jung. Außerdem kann ich jetzt ruhig in der Straßenbahn sitzen